

Alexander Schwabe

Das schwierige Verhältnis zwischen Kirche und Medien¹

1. Welche Rolle spielen kirchliche Themen in Redaktionen?

Für die großen, überregionalen Zeitungen ist zu sagen: Sie leisten sich alle noch einen Kirchenredakteur. Das Thema Religion ist ein allgemein interessantes Thema, das noch immer Leser findet, das noch immer Teil des gesellschaftlichen Lebens ist. Warum das so ist? Vermutlich, weil das Thema Religion einfach zum Menschen gehört. Vermutlich, weil die Naturwissenschaften die Welt zwar auf vielen Gebieten entzaubert - man muss ergänzen: und zugleich eine neue Faszination offengelegt haben -, doch auf die wirklich großen Fragen der Existenz keine Antwort gefunden haben: Woher kommen wir? Wohin gehen wir? Und was ist der Sinn von all dem? Selbst einigermaßen reflektierte Atheisten oder Agnostiker setzen sich mit dem Phänomen Religion und Glaube auseinander. Es kommt nicht von ungefähr, dass sich der „Spiegel“-Herausgeber Rudolf Augstein intensiv mit Jesus beschäftigt hat und das Buch „Jesus Menschensohn“ geschrieben hat.

Im Unterschied zu den Mutterblättern ist die theologische Perspektive bei den Online-Auftritten der beiden großen politischen Wochenmagazine, „Der Spiegel“ und „Die Zeit“, nicht institutionalisiert. Beim jüngeren, moderneren Medium kommt es auf die Initiative Einzelner an. Wer gute Themen aus Kir-

che und Theologie vorschlägt, kann diese in der Regel auch umsetzen. Selbst teure Reisen mit dem Papst werden finanziert. Über Großereignisse, wie etwa der Tod oder die Wahl eines Papstes, wird natürlich berichtet. Reizthemen wie Zölibat und Sexualmoral, bei denen klar ist, dass es dafür immer ein Publikum gibt, werden regelmäßig gecovered. In vielen Fällen wird die Kirche in den Medien behandelt wie weltliche Institutionen auch: Wenn es Missstände gibt, muss die Öffentlichkeit darüber informiert werden. Manch einer hat den Eindruck, mit der Kirche gehe man härter ins Gericht als mit anderen Institutionen. Generell kann ich dies nicht bestätigen. Wenn es hin und wieder so wäre, könnte es damit zusammenhängen, dass an die Kirche deshalb höhere moralische Maßstäbe angelegt werden als an andere gesellschaftliche Gruppen, weil die Kirche immer wieder selbst hohe moralische Maßstäbe setzt und einfordert.

2. Was haben Kirche und Medien gemein, was trennt sie?

Im modernen, aufgeklärten, säkularen Staat sind Kirche und Staat, Religion und Verfassung getrennt - im Unterschied zum Gottesstaat. Der Staat hat sich zu religiöser Neutralität verpflichtet und das sollte man auch von den Medien erwarten, die auf dem Boden des Grundgesetzes stehen und eine wichtige gesellschaftliche Funktion der



Aufklärung, Information und Kontrolle haben. Im Prinzip sind sie Teil des säkularen Gefüges.

Für das Verhältnis von Kirche und Medien könnte folgender Vorgang typisch sein: Das Canisianum in Innsbruck hatte einmal einen großen Garten, in dem die Konvikturen nach dem Mittag- oder Abendessen gerne eine Runde drehten und dabei über Gott und die Welt plauderten. Heute gibt es den riesigen Garten des internationalen Priesterseminars der Jesuiten nicht mehr. Der ORF, Landesstudio Tirol, hat ihn aufgekauft und dort einen riesigen Neubauklotz reingestellt. Dieses Bild – damals der schöne Garten Eden mit Ententeich, um den man ging und geistige Gespräche führte, heute ein futuristischer Zweckbau, der ununterbrochen News produziert – könnte die Verschiebung zwischen zwei Institutionen symbolisieren, zwischen Kirche und Medien, die beide das Wort, die Sprache, die Nachricht oder Botschaft als Ar-

Alexander Schwabe



Alexander Schwabe ist Redakteur der christlichen Wochenzeitschrift „Christ in der Gegenwart“. Zuvor war er unter anderem als Chef vom Dienst bei „Zeit Online“ in Berlin für die Homepage verantwortlich. Er studierte evangelische Theologie in Neuendettelsau und Tübingen.

beitsgrundlage haben. Und zwar eine Verschiebung zugunsten der Medien. Die altherwürdige Institution Kirche ist auf dem Rückzug. Die moderne Gesellschaft in Gestalt der Telekommunikation hat sich ihren Raum gekrallt. Der paradiesische Garten wurde von der Massenmedienwelt zerstört. Das Wort Gottes hat gegen den Wortschwall der Informationsgesellschaft verloren.

Doch diese Verdrängungstheorie stimmt nicht ganz. Denn ein Teil des verlorenen Gartens wirkt in weltlichen Institutionen, in Sendern und Zeitungsredaktionen, fort. Die Gesellschaft und somit auch die Medien sind von den Errungenschaften des Christentums durchdrungen. Jedenfalls von einigen christlichen Prinzipien, die das Zusammenleben prägen und humaner machen. Werte, für die das Christentum steht – Liebe, Friede, Gerechtigkeit, Freiheit – sind längst eingegangen in die Bewertung von Ereignissen, die Medien unablässig vornehmen. Sie sind Grundlage des Anspruchs, den seriöse Medien an die politische, wirtschaftliche, gesellschaftliche und kulturelle Wirklichkeit anlegen. Medien stellen zwar nicht per se die Gottesfrage, sie arbeiten gewissermaßen ohne Transzendenzhinweis, doch fragen sie nicht permanent nach sozialer Gerechtigkeit? Ist ihre Berichterstattung nicht beständig auf Frieden hin ausgerichtet? Klagen sie nicht Menschenrechte ein und die Freiheit, sich offen versammeln und seine Meinung sagen zu dürfen?

Selbst in fernöstlichen und sich atheistisch verstehenden Gesellschaften sind christliche Inhalte wie die Idee der Caritas, die Idee der Vergebung, die Idee der Gleichheit aller Menschen latent präsent. Ein Soziologieprofessor der Pekinger Tsinghua-Universität erklärt, in der chi-

nesischen Gesellschaft, die traditionell konfuzianisch geprägt ist und seit bald 70 Jahren von der kommunistischen Partei gelenkt wird, gebe es sehr starke christliche Einflüsse – ohne dass ihr das bewusst sei. Vor allem das Gesundheitswesen und der soziale Sektor seien in ihrer Entwicklung und heutigen Ausprägung ohne den Gedanken der christlichen Nächstenliebe nicht vorstellbar. So gesehen könnte sich das Christentum doch zufrieden zurücklehnen, hat die von Jesus ausgegangene Bewegung doch einen Zustand erreicht, der sie überflüssig macht. Doch ein wesentlicher Faktor fehlt in dieser Bewertung: die Frage nach Gott. Die Kirche erschöpft sich bei weitem nicht darin, Sozialanstalt zu sein. Entscheidend muss für sie die Dimension Glauben sein.

3. Warum Medien sich mit der Kirche schwertun

Kirche wirkt häufig zu harmlos, als dass sie journalistisch interessant sein könnte. Vom „Wohlfühl-Christentum“ evangelischer Kirchentage ist oft die Rede. Und auch seichte Erbauungsliteratur und betuliche, frömmelnde Lebenshilfeschriften aus der Glücksecke befriedigen nicht. Unmittelbar vor dem Evangelischen Kirchentag im Mai in Berlin und Wittenberg hat die Schriftstellerin Sibylle Lewitscharoff die Glaubenspraxis der evangelischen Kirche kritisiert. Sie sei zu beliebig. Als Institution zeige sie „zu viel Verständnis für alles“. Die Anpassung an gesellschaftliche Strömungen und Alltagsfragen gehe zu weit. Sofern die protestantische Kirche diesen Weg weitergehe, werde sie sich selbst auflösen. Es gebe sehr viele verwässerte, oberflächliche Figuren, die

zum Totengräber der evangelischen Kirche würden. Die Gottesdienste würden heute von den Organisten getragen, nicht von den „weichgespülten Gutmuts-Predigten mit Tendenz zum albernen Verständnis für alles und jedes“. Jeder mag prüfen, inwiefern dies auch auf die katholische Kirche zutrifft.

Zur Harmlosigkeit trägt bei, wenn Profile in der Kirche selbst entschärft werden. Da gibt es einen Papst, der die Armut in der Welt anprangert, das Nord-Südgefälle, dessen tödliche Auswirkungen wir inzwischen täglich schmerzlich im Mittelmeer sehen. Ein Papst, der Unruhe stiften will („hagamos lio“, „macht Wirbel“, rief er den Jugendlichen in Krakau zu), der Dinge in Bewegung bringen will, der Veränderung will, der Menschen zu Eigeninitiative motivieren will, der Kirche von unten, als Partizipation versteht – und was passiert: Vielen ist es schon wieder zu viel Bewegung, zu viel Änderung, zu viel Eigenverantwortung und zu wenig Führung, zu wenig Klarheit, zu wenig Ungestörtheit, zu wenig Gemütlichkeit. Er sei nicht dazu da, Jesus zu spielen, sagen seine Gegner, sondern eine Institution zu leiten – ein Jesus ist für Medien interessanter als ein Bürokrat, ein Manager, wie es ihn zu Tausenden gibt. Unter den Kriterien der Öffentlichkeitswirksamkeit ist es geradezu desaströs, wenn diejenigen Theologen, denen es gelungen ist, die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich zu ziehen, diejenigen, die auf großes Interesse stießen, regelmäßig aus der Kirche rausgeflogen sind oder gemaßregelt wurden: Hans Küng, Ute Ranke-Heinemann, Eugen Drewermann, Leonardo Boff. Offensichtlich vertraten sie Positionen, die gesellschaftlich anschlussfähig gewesen

sind (das sieht man an der Auflage ihrer Bücher und am Zulauf zu ihren Vorträgen). Ausgerechnet sie wurden in der Kirche mundtot gemacht. Das heißt, die Kirche hat sich selbst wichtiger Sprachrohre beraubt. Ironischerweise hat sie in Wahrheit diese Sprachrohre noch verstärkt, weil sie ihnen mit ihren Verboten zusätzlich Publicity verschafft hat - nur die Hörer dieser Sprachrohre konnte sie nicht mehr bei sich verbuchen.

Es sind auch binnenkirchliche Widersprüche, Ungereimtheiten, Nicht-Nachvollziehbare, die nicht vermittelbar sind. Wenn die Kirche etwa - wie im zweiten Vatikanum festgelegt - sagt, es gebe auch außerhalb ihrer die Möglichkeit, zum Heil zu kommen. Religiös gesprochen: Auch derjenige könne in den Himmel kommen, der nicht an den Sakramenten teil hat, es gebe heilsrelevante Vollzüge auch außerhalb der Kirche, dann fragt man sich als Außenstehender: Weshalb dann das ganze Theater um die Zulassung Wiederverheirateter zum Abendmahl, zur Eucharistie, wenn die Sakramente letztlich doch nicht allein heilsrelevant sind. Und: Wieso verhakt man sich in Fragen der Ökumene derart, schließt sich auch hier vom gemeinsamen Abendmahl aus, wenn selbst diejenigen, die nicht mehr in der Kirche sind, dennoch zum Heil kommen können?

Die Kirche hat bei den Medien und insgesamt sicherlich auch dadurch an Attraktivität verloren, dass sie kaum noch agiert, sondern nur noch reagiert. Sie hat den gesellschaftlichen Anschluss verpasst und ist deshalb kein großer Player in den Medien. Die Lebenswirklichkeiten sind für einen Großteil der Gesellschaft längst ganz andere als sie in der Kirche vorkommen. Statt voranzugehen, statt

die *conditio humana* des modernen Menschen klar zu analysieren und die Gesellschaft mit überzeugenden Entwürfen zu führen, hinkt sie der gesellschaftlichen Wirklichkeit nach. Wie ist das mit der Demokratie in einem höfischen, absolutistisch organisierten Kirchenstaat? Wie ist das mit der Gleichberechtigung der Frau, die im Grundgesetz festgeschrieben und ein Menschenrecht ist? Wie ist das mit homosexuellen Beziehungen? Wie ist das mit der Verhütung? Wie lange hat das gedauert, bis Galileo Galilei rehabilitiert wurde?

Der Eindruck drängt sich auf, dass sich die Kirche bis heute nicht vom Schock der Säkularisation erholt hat. Bis heute gibt es starke antimodernistische Strömungen, die sich in Abwehrgedanken verzetteln und lähmen, obwohl sie längst das Nachsehen haben, weil sie keine Kreditwürdigkeit mehr haben bei denen, denen sie nachsehen, denen, die der Kirche den Rücken zuwenden. Der neue Papst versucht die Moderne mitzugestalten in kritischer Distanzierung: Diese Wirtschaft tötet, schrieb er - und wurde gleich wieder zerrissen auch in den eigenen Kreisen. Den Ängstlichen, Konservativen polarisiert er offensichtlich zu sehr. Haben sie Angst, noch mehr Schafe zu verlieren? Oder ihre Pfründe?

4. Das Sprachproblem der Kirche

Zwischen Christentum und der Gesellschaft respektive den Medien gibt es ein grundsätzliches Problem: Die Sprache des Journalisten ist nicht die Sprache der Theologen oder der Kirche. Der Journalist beschreibt und analysiert, was ist. Er schreibt über eine allen ersichtliche und zugängliche Wirklichkeit

in einer Sprache, die allen im Prinzip verständlich ist. Der Priester oder Pfarrer spricht von einer meist unsichtbaren, nicht allen zugänglichen Wirklichkeit, meist in einer Sprache, die die meisten nicht mehr verstehen. Beide, Kirche und Journalismus, bewegen sich auf völlig unterschiedlichen Sprachebenen und haben sich somit naturgemäß wenig zu sagen. Der Wunsch etwa von Johannes Paul II., Reporter müssten Verkündiger sein, geht ins Leere. Denn Journalisten sind ihrem Selbstverständnis nach keine Apostel Gottes, keine Prediger, sie sind nicht im Auftrag des Herrn unterwegs.

Wegen des unterschiedlichen Charakters journalistischer und kirchlicher Sprache scheint es keine gemeinsame Spracheebene zu geben, sobald es um Glaubensfragen geht. Auf Seiten der Medien mangelt es größtenteils an der nötigen Sensibilität und am fehlenden geistigen Background. Auf Seiten der Kirche gibt es ein Unvermögen Glaubensinhalte in allgemeine Verständlichkeit hinein zu übersetzen. Die Sprache der Kirche hat sich von der Gesellschaft entkoppelt. Das fängt schon damit an, dass sie aus Quellen schöpft, deren Weltbild hoffnungslos veraltet ist. Indem sie die Bibel und die Tradition (Dogmen) häufig als historische Fakten oder als eine Art naturwissenschaftliche Erklärung missversteht, versperrt sie allzu oft den Blick auf die Wahrheit und Weisheit, die in den Texten verborgen sind.

In welcher Sprache aber lässt sich Glaube sichtbar machen? Sprache heißt Wortwahl: Was sind das für Begriffe? Versteht man die? Schon die Begriffe aus der Reformation, und die ist erst 500 Jahre her, sind schwer zu verste-

hen. „Rechtfertigung aus Glaube?!“ Gerne wird auf Dietrich Bonhoeffer rekurriert, auf die nichtreligiöse Interpretation religiöser Begriffe. Doch meistens begnügt man sich dann mit Bonhoeffers nunmehr 80 Jahre alter Analyse - inhaltlich wird sie nicht eingelöst.

Sprache heißt auch Zusammenhang, Begriffswelt, Weltvorstellung. In welcher Welt leben wir? Ist das Kloster der Ort, in dem man viel über die Lebenswirklichkeiten, Lebenswelten der Menschen erfährt? Und erfahren heißt nicht nur: über etwas informiert werden, sondern selbst Teil von etwas zu sein.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Sprache und Welterfahrung ändern sich schon von Milieu zu Milieu: Wie spreche ich also verschiedene Milieus an? Finde ich den Slang, den Ton, treffe ich die Gedanken der Leute dort? Gibt es ausreichende Analysen darüber, welche Milieus heute dominieren? Braucht es noch den klassischen Arbeiterpriester? Was ist mit den Reichen? Was ist mit Militärpfarrern, Gefängnisseelsorgern, Klinikseelsorgern? Welche Sprache, welche Erfahrungshorizonte müssen sie haben? Und was ist die Grundlage, die allen Äußerungsformen kirchlicher Verkündigung oder Glaubensvermittlung gemeinsam ist und von der her alle leben? Was ist im Schatzkästchen, aus dem sich Seelsorger und Prediger der



unterschiedlichsten Zielgruppen bedienen können und das sie dann in ihr jeweiliges Milieu tragen?

5. Wie kann Kirche attraktiver werden?

Was muss die Kirche tun, damit sie für säkulare Menschen als interessant und anregend gesehen wird für ihr privates Leben und für den gesellschaftlichen Diskurs? Und wie schafft sie es, dass sie mindestens eine genügend große Anzahl von Menschen um- und antreibt, so dass Medien kirchliche und theologische Themen aufgreifen werden, weil diese Menschen ein nicht vernachlässigbares Publikum sind? Gerade dieses quantitative Kriterium macht der Kirche zunehmend zu schaffen. Sie verliert an gesellschaftlicher Relevanz, weil die Zahl der Kirchenmitgliedschaften kontinuierlich abnimmt. Und selbst diejenigen, die in der Kirche bleiben, bleiben ihr immer häufiger fern. Sie besuchen keinen Gottesdienst und nehmen nicht am Gemeindeleben teil. Daher führt die Kirche zunehmend ein Nischen-Dasein – entsprechend gering wird sie, was Sendeplätze und Seitenumfänge angeht, in den Medien behandelt.

Doch man sollte sich nicht zu sehr auf die Quantität fixieren. Um die einbrechenden Zahlen zu kompensieren, muss die Kirche umso mehr Wert auf die Qualität ihres Strebens und Trachtens legen, damit sie ein relevanter Faktor ist. Der Kampf ist keineswegs aussichtslos. Denn die Säkularisierungsthese, dass Religion in einer aufgeklärten Gesellschaft mehr und mehr obsolet wird, hat sich nicht bewahrheitet. Sie ist empirisch widerlegt. Kirchenbesuche und Mitgliedschaften nehmen zwar ab, zugleich aber su-

chen viele Menschen nach Orientierung und Halt auch in der Religion. Und da muss die Kirche ansetzen: Wie kann sie denen, die sich von ihr abgewendet haben oder die auf dem Sprung weg von ihr und dennoch auf der Suche sind, wie kann sie denen wieder zum „Salz der Erde“ werden, von dem im Matthäusevangelium (5,13) die Rede ist?

„Salz der Erde“ – das Wort ist für den heutigen Hörer problematisch: Salz weckt nicht mehr oder nicht nur positive Assoziationen, wie es im ursprünglichen Sinne gemeint war. Früher war Salz äußerst kostbar, mit Gold aufzuwiegen. Salz ist auch für den menschlichen Körper überlebensnotwendig. Wer starken Flüssigkeitsverlust hat, braucht Salze, um zu überleben. Heute ist Salz ein Billigprodukt. Tonnenweise wird es winters auf die Straßen gestreut. Salz ist auch ein Stoff, der schmerzen kann. Wenn Salz in die Augen gerät, brennt es. Auch Salz in Wunden schmerzt. „Ihr seid das Salz der Erde“ verstehen daher viele so, als müsste die Kirche den salzigen Finger in die Wunden der Gesellschaft legen, dass es weh tut, damit das Sündenbewusstsein derer wieder wach gerüttelt wird, die keins mehr haben. Also: die Kirche oder die Glaubenden als Mahner, als Straf- und oder Erziehungsinstanz. Interessanter aber ist es doch, wenn Salz verstanden wird als eine positive Lebensgrundlage, als etwas extrem Kostbares. Wenn Glaubende Salz der Erde sind, dann sind sie Menschen, die anderen so attraktiv in ihrer Einstellung zu Leben und Tod erscheinen, dass diese die Würze, von der diese Menschen zehren, auch haben wollen, um auch ihr Leben schmackhaft zu haben, das heißt ein sinnvolles, zufriedenes und ausgeglichenes Leben führen können.

Denn das Leben selbst soll nicht fad sein, sondern soll einem schmecken.

Verkörpert die Kirche diese Schmackhaftigkeit? Wenn einer nach Sinn sucht, wenn er die sogenannten letzten Fragen stellt, nach dem Tod und was danach kommt, nach dem Grund des Leidens und nach Glück, was hindert ihn, sich mit diesen existenziellen Fragen an jene Institution zu wenden, die eigentlich dafür Experte sein sollte: die Kirche? Gibt es vielleicht schon genügend Salz in der Gesellschaft? Wie kann die Kirche da zusätzlich würzen und im Sortiment der vielen Düfte und Gewürze besonders hervorstechen? Indem sie sozial tätig ist? Indem sie als moralische Instanz auftritt? Indem sie mit fremd anmutenden Riten auf viel Unverständnis stößt, weil Menschen die Zeichen und Symbole nicht mehr lesen können? Oder alternativ dazu: Indem sie die Glaubensdimension sichtbar macht?

Der evangelische Theologe Rudolf Bultmann hat einmal gesagt, es gebe keine spezifisch christliche Ethik. Alle ethischen Handlungen können auch aus der Vernunft oder aus der Idee eines Humanismus abgeleitet werden, zum Beispiel bei Kant der kategorische Imperativ, und auch die goldene Regel ist nicht vom Christentum gepachtet, sondern kommt in nahezu allen großen Kulturen in Varianten vor. Also: Kirche ist im Kern keine Sozialeinrichtung, dennoch gehören soziale Dienste zum christlichen Selbstverständnis. Entscheidend ist die Reihenfolge: Laut Martin Luther bringt ein guter Baum gute Früchte, und ein schlechter schlechte. Liebe, als helfende Tätigkeit, ist immer Folge von Glauben, niemals Voraussetzung fürs Heil. Weil er glaubt ist ein Christ Christ und weil er glaubt, tätigt er Werke der

Liebe. Nicht weil er fromme Werke tut, ist er Christ, und nicht deshalb kommt er dazu zu glauben.

Infolgedessen ist auch Moral nicht das Proprium des Christseins. Das zeigt sich auch an der eigentlichen Bedeutung des Sündenbegriffs. Wenn das Christentum von Sünde spricht, meint es im Kern nicht eine moralische Verfehlung, ein Verhaltens- oder Regelverstoß. Sünde sagt vielmehr etwas über das Gottesverhältnis des Menschen aus, sie ist die Entfremdung, die Ferne von Gott. Der Mensch ist dann Gott entfremdet, wenn er incurvatus in se ipsum ist, wie Martin Luther gesagt hat, ganz in sich selbst verkrümmt, ganz auf sich selbst bezogen, ohne Transzendenzbezug. Sünde ist kein moralischer, sondern ein relationaler Begriff. Anders gesagt: Wer Gott nahe ist, hat kaum Probleme damit, moralisch einigermaßen integer zu sein. Wenn es an der Moral gebricht, helfen also keine Moralpredigten, sondern die Kirche sollte Gottesferne und fehlenden Gottesbezug thematisieren.

Dazu können Ordensleute in besonderer Weise beitragen. Sie können Mahner sein, Erinnerung daran, dass der Mensch eine transzendente Dimension hat, Zeugen dafür, aus welcher Tradition das oben gezeichnete Kulturchristentum ursprünglich kommt und was über es hinausgeht. Eine reinere, konzentriertere Form des Christseins kann der Gesellschaft ihren diffusen Grund verdeutlichen. Und es braucht eine Speerspitze, die der Gesellschaft Fragen vorhält, die sie selbst nicht mehr stellt.

.....

- 1 Stark gekürzte Fassung eines Vortrags im Rahmen der Workshops bei der DOK-Mitgliederversammlung am 20. Juni 2017.